

# Der Schweiz fehlt ein Oberhaupt des Staates

Drei Vorschläge, wie wir auch mit einem jährlich wechselnden Bundespräsidenten erfolgreiche Diplomatie betreiben können



Paul Widmer

Das war staatsmännisch, wie Bundespräsident Berset am Weltwirtschaftsforum (WEF) auftrat. Der Umgang mit Trump, die Interviews, der Auftritt: Alles wirkte gekonnt. Dem Gast vermittelte er das Gefühl, willkommen zu sein. Er zerstörte den positiven Eindruck nicht mit oberlehrerhafter Kritik. Dem Schweizervolk erklärte er unumwunden, was Aussenpolitik in erster Linie ist: Interessenpolitik, in den USA, in der Schweiz. Auch das Format seines Auftritts stimmte: Er war begleitet von den Bundesräten Cassis und Schneider-Ammann - von jenen, die am meisten mit Aussenpolitik zu tun haben.

Der Gesamtbundesrat hat die Chancen, die das WEF bietet, am Schopf gepackt. Zu fünft begab er sich nach Davos und pflegte Kontakte nach allen Seiten. Aber die Schattenseiten unseres Regierungssystems kamen auch zum Vorschein, vor allem in den Interviews. Die Schweiz hat keinen Regierungschef mit Weisungsbefugnis. Das spürte man. Mehrere Bundesräte äusserten sich zum

Rahmenabkommen mit der EU so, wie es ihnen gerade in den Sinn kam. Es war, meinte die NZZ, «eine Kakofonie».

Unser Staatswesen weist in der Aussenpolitik noch eine andere Schwachstelle auf. Wir haben kein Staatsoberhaupt, müssen aber so tun, als hätten wir eines. Die Schweiz hat wohl einen Bundespräsidenten. Doch der ist nicht Staatsoberhaupt, sondern nach unserer Fiktion nur ein Siebtel davon. Der Bundesrat als Ganzes bildet das Staatsoberhaupt. So steht denn unsere Regierung in corpore stramm, wenn ein ausländischer Gast zu einem Staatsbesuch kommt.

Das ging lange Zeit gut, weil die Frage des Staatsoberhauptes kaum Bedeutung hatte. Denn der Bundespräsident reiste nie ins Ausland, und die Schweiz empfing jährlich nur einen Gast zu einem Staatsbesuch. Doch heute ist das anders. In einer globalisierten Welt häufen sich die Reisen - auch von Schweizer Bundespräsidenten. Und es scheint, dass einzelne Magistraten mit ihren Besuchs- und Empfangswünschen immer öfter ihr kurzes Präsidentschaftsjahr mit einer eigenen Duftnote markieren wollen.

Das hat gravierende Folgen. Statt einer kohärenten, personenunabhängigen Aussenpolitik, die allfällige Machtgelüste von einzelnen Bundesräten im Zaum hält, geraten wir immer mehr in einen personenbetonten, jährlich anders akzentuierten Kurs. Das Desaster mit EU-Kommissions-Präsident Juncker vor einigen Monaten ist ein Warn-



Das Desaster mit EU-Kommissions-Präsident Juncker vor einigen Monaten ist ein Warnzeichen.

zeichen. Frau Leuthard war wohl zu sehr auf einen Erfolg noch in ihrem Präsidentschaftsjahr bedacht. Wo persönliche Ambitionen von Bundespräsidenten in die Agenda hineinspielen, verwandelt sich unser Kollegialsystem von einem Vorteil in einen Nachteil.

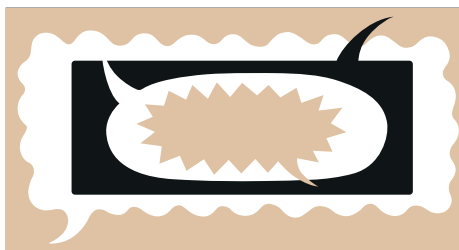
Was tun dagegen? Drei Vorschläge:

Erstens: Der Bundesrat muss die Rolle des EDA-Vorstehers stärker respektieren. Dieses Departement sichert nach geltendem Recht die Kohärenz der Schweizer Aussenpolitik. Versetzt also das EDA in die Lage, dass es eine Kakofonie à la Davos verhindern kann!

Zweitens: Der Bundespräsident sollte auf Auslandsreisen, die er nicht als Departementschef unternimmt, vom Aussenminister begleitet werden. Damit liessen sich wohl einige Extratouren verhindern. Seit jeher ist es Usus, dass Aussenminister ihr Staatsoberhaupt bei Staatsbesuchen begleiten. Die Schweiz sollte diese Praxis generell auf die Reisen des Bundespräsidenten ausweiten.

Drittens: Bitte mehr Bescheidenheit! Pom-pöse Empfänge mit militärischen Ehren, wie letztes Jahr in Berlin zelebriert, schicken sich für einen Bundespräsidenten, der gar kein Staatsoberhaupt ist, nicht. Zudem: Beamte dürfen keine Orden von einer ausländischen Regierung annehmen. Darf man von Bundespräsidenten nicht die gleiche republikanische Schlichtheit erwarten?

Paul Widmer ist Alt-Botschafter und lehrt heute an der Universität St. Gallen.



## Showdown

Francesco Benini

Wir können es kaum erwarten, bis es losgeht in Pyeongchang. Die Olympischen Winterspiele stehen vor der Tür. Es gibt nur zwei Faktoren, welche die Vorfreude trüben. Erstens lassen die Südkoreaner aus unerfindlichen Gründen ihre Uhren anders laufen als wir. Man muss darum in der Nacht um 3 Uhr aufstehen, wenn man den Biathlonwettkampf mitverfolgen will. Biathlon ist der Sport, bei welchem die Athleten zunächst zehn Kilometer langlaufen und dann im Wald auf Hasen schießen, bevor sie auf die Loipe zurückkehren. Manchmal erlegen sie auch Murmeltiere. Wer am meisten Felle mit ins Ziel bringt, gewinnt. Das zweite Problem heisst Doping. Es soll Sportler geben, die leistungsfördernde Substanzen zu sich nehmen, um die Aussichten auf eine Medaille zu verbessern. Es gibt offenbar viele Sportler, die das tun. In Russland zum Beispiel sind es alle. Mit staatlicher Förderung und unter der gütigen Aufsicht des Präsidenten Putin. Wobei man sagen muss: Wenn alle Sportler gedopt sind, ist die Chancengleichheit wiederhergestellt. Insgesamt geht es gerecht zu und her.

Man steht also um 3 Uhr morgens auf und weiss nicht, ob man Biathlon oder Eisstochschiessen schauen soll. Dann stellt man ernüchtert fest, dass das Eisstochschiessen abgesagt wurde, weil es gar keine olympische Disziplin ist. Stattdessen ist das Amphetaminmischen ins Programm genommen worden. Eine tückische Angelegenheit, denn in der Kälte gefrieren die Flüssigkeiten schnell. Favorit ist der Russe Sergei Stimulanziov. In der Herrenabfahrt kommt es hingegen zur Neuaufgabe des Duells zwischen Bernhard Russi und Roland Collombin. Seit die beiden in Wachstumshormonen gebadet haben, sind sie wieder voll im Saft. Schade nur, dass Matthias Hüppi nicht mehr ins Mikrofon kreischt.

## Medienkritik

### Abend der Demütigungen



Peer Teuwsen

Man hatte wieder einmal Lust zu hören, über was in der Branche so gemunkelt und getratscht wird. Natürlich, sagte man sich am Montag beim Anmarsch, wird das wohl schlimm. Hätte man geahnt, dass die Branche in einem so jämmerlichen Zustand ist, man hätte sich den Abend erspart.

Preisverleihungen sind immer schwer zu ertragen, weil sich die unten über die da oben das Maul zerreißen. Man gönnt sich ja die Butter nicht auf dem Brot, vor allem nicht in Zeiten, wo jeder und jede insgeheim um den Job fürchtet. «Arena»-Moderator Jonas Projer, der von seinen Kolleginnen und Kollegen zum «Journalisten des Jahres» gekürt worden war, brachte den Zwiespalt später auf der Bühne ganz lustig auf den Punkt: «Ich bin mir sicher, 50 Prozent von euch finden mich ein Arschloch.»

Aber trotz allen Defiziten: Es waren ein paar da, die es verdient hatten, geehrt zu werden. Sie hatten vergangenes Jahr gute Arbeit für wenig Geld geleistet. Es wäre ein Moment gewesen, innezuhalten, sich selbst zu feiern, ja vielleicht gar so etwas wie Stolz zu zeigen. Was aber folgte, war eine Beschimpfung der Ausgezeichneten.



Der Abend wurde untermalt durch einen lüpfigen Moderator, der selbst Journalist ist.

Der Abend der Demütigungen fing an mit einem Werbespot der ABB, die dem Medienmagazin «Schweizer Journalist» den Anlass finanziert hatte. Anschliessend wurden die Besten jeder Journalismusgattung auf der Leinwand präsentiert, versehen mit Zuschreibungen wie dieser: «Pflegt in den Trümmern den feinen Ton.» Hier war der SRF-Korrespondent für den Nahen Osten gemeint. Die Gesellschaftsredaktorin des «Tages-Anzeigers» sah sich hinlänglich beschrieben mit «eine echte Inspirationsquelle». Und die Radiofrau war billig abzugeben mit dem Satz: «Sie allein ist die Rundfunkgebühren wert.» Jeder und jede Geehrte musste sich später auf der Bühne fürs Heftchen des Veranstalters ablichten lassen. Und da war egal, wie verdrossen er oder sie in die Weltgeschichte schaute, Hauptsache, das ABB-Logo war auf dem Bild drauf.

Der Abend wurde untermalt durch einen lüpfigen Moderator, der selbst Journalist ist. Er wollte das Ganze zugunsten des Apéros möglichst schnell hinter sich bringen und kündigte die einzelnen Kategorien mit solchen Worten an: «Jetzt kommt die Gesellschaft, da geht es nicht nur um schwangere Bäuche.» Danach stellte der Moderator den Ausgezeichneten ganz freche Fragen, die möglichst wenig mit ihrer Arbeit zu tun haben sollten: «Sie gelten als charmant. Ist das nun eine Beleidigung oder ein Kompliment?»

Selten wurde Journalisten so brutal vor Augen geführt, was sie heute wert sind. Und das von Ihresgleichen.

## Grenzerfahrung

### Keine Sterne für Locarno



Barbara Hofmann

Locarnos Exekutive - allen voran der freisinnige Stadtpräsident Alain Scherrer - hat entschieden. Ab sofort wird in der Stadt keine Europaflagge mehr an öffentlichen Gebäuden gehisst. Nicht einmal mehr am 5. Mai, dem Europatag. Der Grund? Teilen der Bevölkerung stosse es - unter anderem - sauer auf, dass die EU die Schweiz auf der grauen Liste der Steuersünder führe. Es habe darum immer wieder Beschwerden gegen die blauen Flaggen mit den gelben Sternen gegeben. Ihnen wolle man nun nachkommen.

Nun ja - nicht jedem ist ein Interesse für Geschichte gegeben. Von einem 52-jährigen Stadtpräsidenten sollte man jedoch zumindest erwarten können, dass er nicht opportunistisch jeder antieuropäischen Zuckung nachgibt, sondern sich an die historischen Fakten hält. Er könnte das Ganze auch einfach googeln. Da fände er dann folgenden Eintrag: «Der Europatag am 5. Mai, der seit 1964 gefeiert wird, erinnert an die Gründung des in Strassburg ansässigen Europarates durch die Unterzeichnung seiner Satzung am 5. Mai 1949 in London. Der Europarat ist eine am 5. Mai 1949 gegründete und heute 47 Staaten umfassende europäische inter-

nationale Organisation. Er ist ein Forum für Debatten über allgemeine europäische Fragen. Seine Satzung sieht eine allgemeine Zusammenarbeit der Mitgliedstaaten zur Förderung von wirtschaftlichem und sozialem Fortschritt vor.» Und weiter: «Der Europarat ist institutionell nicht mit der Europäischen Union verbunden, auch wenn beide die Europaflagge und die Europahymne verwenden. Der Europarat ist auch nicht zu verwechseln mit dem Europäischen Rat und dem Rat der Europäischen Union.»

Zugegeben, die Kolumnistin tritt hier gerade etwas oberlehrerhaft auf. Und dennoch muss sie den Stadtpräsidenten jetzt auch noch an jene glorreiche Vergangenheit seiner Stadt erinnern, als in ihr europäische Geschichte geschrieben wurde. Die europäischen Protagonisten des Friedensvertrags von Locarno, der Deutschland 1925 den Weg in den Völkerbund ebnete, verhandelten in der Kleinstadt am Lago Maggiore und logierten im Flaggschiff der Hotellerie am Lago Maggiore, dem Grand-Hotel Locarno.

Dort, im Grand-Hotel, wurde übrigens 1946 - auch das sollte Sindaco Scherrer und seiner Exekutive zu denken geben - das stark aus europäischen Nachbarländern besuchte Internationale Filmfestival Locarno gegründet, das bis heute Tausende Europäer ins ehemalige Fischerdorf bringt und ihm jeweils zehn Augusttage lang einen Hauch von Glamour verpasst. Glamour, der bisher durch die zwölf Sterne auf blauem Grund verstärkt worden ist.

Barbara Hofmann ist Korrespondentin für deutschsprachige Medien im Tessin.